Eine Wienerin unter den Fellahs.

Während einer Fahrt, die ich von Triest nach Miramar machte, erregte eine junge, bildschöne Frau meine besondere Aufmerksamkeit. Sie unterhielt sich mit einem Herrn im schönsten Lerchenfelder Dialect, unterbrach jedoch dann und wann die Unterhaltung, um die zu ihrer Rechten sitzende Orientalin, die nach der Art der Fellahweiber ihr großes, schwarzseidenes Kopftuch um Haupt und Schulter geschlungen hatte, im reinsten Arabisch auf die Gegend aufmerksam zu machen oder in derselben Sprache einem kleinen zweijährigen Buben, den die Araberin auf ihren Knien wiegte, den süßesten Schmeichelnamen zuzuflüstern. Sie mochte wohl meinen fragend auf sie gerichteten Blick verstanden haben, denn, den kleinen pausbackigen Buben in ihre Arme nehmend, sagte sie: „Schaun's da an echten Vollblut-Araber, der mit seiner Fatme—sie deutete auf die dicht verschleierte Fellachin—bei dem Bombardement vom Alexandria Reißaus genommen, sich dann, dieweil sein Herr Vater in England war, mit den Fellah-Buben rum g'haut hat und nun, da Alles glücklich überstanden, die Reis' zur Großmutter nach der schönen Weanerstadt machen will!" Unsere Unterhaltung war bald im lebhaften Gange; es machte der jungen Frau, die nun gewahr wurde, wie ihr, da sie ziemlich lebhaft sprach, die Aufmerksamkeit Aller zugewendet war, ein sichtliches Vergnügen, ihre Erlebnisse mittheilen zu können; sie verstand die Ereignisse der letzten Zeit, ihre Flucht aus Alexandria, ihren Aufenthalt unter den Fellahs, die Gefahren und Strapazen, die sie mit durchgemacht, so interessant zu schildern, daß Viele von uns weder das blaue Meer, die malerische Küste, noch das mit Weinbergen besetzte Terrassenland, nicht einmal das in malerischer Schönheit daliegende Miramar zu sehen schienen.

Ich lasse in kurzem die Erzählung der jungen Frau, die sich uns als Gattin des Ingenieurs Lange zu erkennen gab, folgen.

Vor fünf Jahren, kurz nach dem Tode ihres Vaters, eines in Mariahilf wohnenden Greißlers, war sie in ein Dienstvermittlungs-Bureau gegangen, um einen Posten zu erlangen. Sie wanderte von Haus zu Haus, ward, da sie, wie sie selbst zugestand, nichts Rechtes gelernt hatte, nirgends tauglich befunden und ergriff endlich mit Freuden die ihr dargebotene Gelegenheit, nach Alexandria zu gehen, um dort in einem Cafe zu fungiren. In Wirklichkeit war sie aber, wie sie zu spät einsah, für einen andern Posten ausersehen. Sie drohte mit der Anzeige beim Consulat, wenn man ihr nicht augenblicklich die Freiheitsgebe, reichte als resolutes Wiener Mädel in der That einen Bericht ein, daß man sie unter falschen Vorspiegelungen nach Alexandria gelockt, und die Folge war, daß sie noch am selbigen Tage aus ihrem Dienstverhältniß befreit wurde.

Damals wähnte sich das kaum 17-jährige Mädchen in der Fremde von Gott und aller Welt verlassen; weinend ließ sie sich auf eine Bank am Mahmudie-Canal nieder; da gewahrte sie urplötzlich, wie ein junger Mann neben ihr Platz nahm, sie theilnahmvoll anblickte und nach dem Grunde ihres Kummers fragte. Er sprach deutsch; wie Musik klangen die Laute an ihr Ohr; ihr Unglück mußte ihm zum Herzen gegangen sein, denn er versprach, sie bei einer deutschen Familie, mit der er befreundet, als Gehilfin der Hausfrau zu placiren. Hiernach kam er öfter, sie zu besuchen, sie gewannen sich gegenseitig lieb und wenige Monate später war die Pepi Kandl des Ingenieurs Lange Gattin.

Er führte sie überglücklich in sein reizend in der Rue Sherif Pascha gelegenes Haus. Nichts schien ihrem Wohlbefinden hinderlich. Als gar nach Jahresfrist Frau Pepi ihrem Gatten ein Söhnchen, den kleinen, gluthäugigen Poldi, schenkte, wähnten sich beide Ehegatten im Vollbesitze irdischen Glückes. Es war leider von kurzer Dauer.— Lange hatte behufs Uebernahme der Schiffe, die für Egypten in England gebaut wurden, häufig Reisen zu machen; er konnte oft während eines ganzen Monats kaum acht Tage bei seiner Familie bleiben. Gerade zur Zeit, als die egyptischen Unruhen ausbrachen, war er auf einer Reise nach England begriffen. Frau Pepi war allein mit dem Kinde und dessen ihr treu ergebenen Amme Fatme; mit ihr berieth sie, als die unheilvolle Kunde von dem Brande wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilte, was zu thun sei. Fatme rieth zur Flucht — ihr Bruder Abu Hadan, wohnte in einem Dorfe unweit Zagazig, dort, meinte sie, seien sie sicher geborgen.

Aber wie dorthin gelangen?

Die treue Fellachin wußte Rath. Frau Pepi mußte ihre modischen Kleider mit denen des Fellahweibes vertauschen; das seidene Kopftuch, der lange Schleier deckte die schneeige Weiße ihres Gesichts. Die beiden Frauen bestiegen zwei Esel, Fatme hielt das Kind in ihren Armen und fort ging es durch die aufgeregten Volksmassen, die da und dort in die Häuser der Europäer eindrangen, ihre Wohnungen plünderten, Flüche gegen sie ausstießen, wehrlose Kinder unbarmherzig tödteten.

Die beiden Fellahweiber hielt Niemand auf; Fatme fluchte, wo sich ihr Gelegenheit bot, tüchtig auf die Europäer, um jeden Verdacht abzuwenden. Ungehindert kamen sie bis an das egyptische Lager. Hier verweigerte man ihnen den Durchzug; doch Fatme wußte so dringend zu bitten, ihr Bruder sei gefährlich krank, vielleicht gar schon todt, die sechs kleinen Würmer seien unversorgt, sie habe Haus und Hof verlassen, um zu ihnen zu eilen, daß man ihr endlich einen Geleitbrief gab.

Gar mancherlei Anfechtungen waren die beiden Frauen, als sie das Lager passirten, ausgesetzt; sie wehrten sich indeß wacker gegen alle Zudringlichkeiten. Während Frau Pepi doch dann und wann zitterte, erkannt zu werden, erwies sich Fatme immer resolut. Der Ritt durch die Wüste war, da ihnen Wasser und Lebensmittel ausgegangen waren und Frau Pepi, von Sorge, Angst und Anstrengung überwältigt, sich kaum noch auf ihrem Thiere halten konnte, unendlich beschwerlich. Zwei Tage lang waren sie bereits ohne Nahrung, der kleine Poldi schien dem Verschmachten nahe. Da endlich kam man an eine Oase; die Fellachin, ehe sie noch selbst einen Bissen zu sich genommen, tränkte und badete das Kind, sorgte für ihre zu Tode erschöpfte Herrin, die hier, um wieder zu Kräften zu kommen, einen Tag ruhen mußte. Endlich nach abermals zweitägiger Wanderung war Zagazig erreicht. Fatme's Bruder, ein gutmüthiger Fellah, wurde ins Vertrauen gezogen und versprach, Alles zu thun, um die junge Frau vor Entdeckung zu schützen. Der kleine Poldi spielte mit den Fellahbuben; die Pepi, um keinen Verdacht zu erregen, machte eine Feldarbeit der Weiber mit. Wie oft mußte sie sich Gewalt anthun, ihre Fassung zu behalten, wenn Nachrichten aus dem egyptischen Lager eintrafen. Diese erzählten selbstverständlich nur von glänzenden Siegen der Aegypter. Bald hieß es, die ganze englische Flotte sei in die Luft gesprengt worden, die Häuser der Europäer seien sowohl in Alexandria wie Cairo dem Boden gleich gemacht, man habe Frauen und Kinder geschlachtet, die Männer lebendig verbrannt, Blut fließe in den Straßen, alle Habe der Europäer käme zur Vertheilung, kein einziger soll es je wieder wagen, den Fuß auf egyptischen Boden zu setzen. Die junge Frau war verzweifelt; das nackte Leben hatte sie gerettet, doch sollte sie hier, fern von ihrem Gatten, über dessen Schicksal sie vollständig ohne jede Nachricht war, fern von ihrem Vaterlande unter halbrohen, verthierten Menschen, die, ahnten sie, wer sie sei, sie zweifellos malträtiren würden, bleiben?

Da endlich langten Nachrichten anderer Art ein. Man hörte von Arabi's Verlusten, von der wilden Flucht seiner Truppen und dem Siege der Engländer. Neuer Muth belebte die schon vollständig verzagte Frau. Jetzt war es ja denkbar, daß ihr Gatte mit den Engländern zurückgekehrt sei, daß er kommen würde, sie zu holen; doch nein, tiefe Enttäuschung dämpfte ihren kaum rege werdenden Muth, sie hatte ihm ja keine Nachricht gelassen, wo sie sei; mußte er sie nicht für todt beweinen, wenn Niemand ihm Auskünft über ihren Verbleib geben konnte?

Jetzt fand sie keine Ruhe mehr im stillen Fellahdorfe; selbst auf die Gefahr hin, erkannt und getödtet zu werden, wollte sie fort, um nach ihrem Gatten, der sicher schon heimgekehrt, zu forschen. Fatme begleitete selbstverständlich ihre Herrin. Die Rückreise war gefährlicher, als sie gedachte, denn die Erbitterung der Eingeborenen gegen die Europäer war auf's Höchste gestiegen. Erkannte man sie, so schien ihr Leben unrettbar verloren. — Fatmes Schlauheit und Vorsicht waren bewundernswerth. Wie oft, wenn ihre Herrin durch reichliche Geldspenden, die sie zu geben bereit war, sie hätte verrathen können, feilschte sie wie ein armes Fellahweib um jeden Piaster. Sie, die sonst Schweigsame, war von unerschöpflicher Beredsamkeit, wenn es galt die Aufmerksamkeit von Frau Pepi abzuwenden.

Als sie endlich Alexandria erreicht hatten, fanden sich die beiden Frauen kaum noch in den ihnen sonst sehr wohlbekannten Stadttheilen zurecht. Welche Verwüstungen hatten hier stattgefunden! Ihr Haus war dem Boden gleichgemacht worden; alle Bekannten waren geflohen; vergeblich forschte die junge Frau nach ihrem Gatten. Schon hatte sie jede Hoffnung ihn wiederzufinden, aufgegeben, da erfuhr sie von dem Cafetier, bei dem er stets einzukehren pflegte, daß er, nachdem er sie acht Tage lang vergeblich gesucht, gestern nach Kairo gegangen sei, um vielleicht dort ihre Spur zu finden, sogleich war es bei ihr beschlossene Thatsache, noch am selben Tage nach Kairo zu fahren. Allgemein rieth man ihr ab, da sie erst in der Nacht dort eintreffen konnte, und für morgen der Einzug der englischen Truppen angesagt war. Doch Frau Pepi fand keine Ruhe mehr; ihrer Ermüdung nicht achtend, war sie eine Stunde später auf der Bahn; sie wollte selbst in der Nacht suchen, alle dortigen Bekannten ihres Gatten in Bewegung setzen, um ihm, der sicher schon ganz verzagt sein mußte, die beruhigende Gewißheit zu bringen, daß sie sich gerettet. Um 10 Uhr mit dem Courierzug in Kairo angekommen, brachte sie Fatme und das Kind in einem Hotel unter, sie selbst eilte Straße auf, Straße ab, forschte in den Hotels, und bei Bekannten nach dem Gatten. Niemand wußte von seinem Aufenthalte. Enttäuscht kehrte sie nach Mitternacht in ihr Hotel zurück. Beim ersten Morgengrauen erhob sie sich, ohne daß sie ein Auge geschlossen, von ihrem Lager. Um 8 Uhr sollte die Ankunft des Khedive stattfinden. Lange zuvor waren Fenster und Balcone dicht mit Menschen besetzt. Vielleicht war auch er unter diesen Schaulustigen; sie begann die Fagaden der Häuser zu mustern, spähte ängstlich nach rechts und links, ließ sich unzähligemale von den die Ordnung aufrecht erhaltenden Sicherheitsbeamten zurückdrängen, da— Einer ergriff sie gerade bei der Schulter, um sie in die Spalier bildende Menge zurückzuweisen, da hörte sie einen gellen Schrei: Pepi, Pepi!" Sie wendete sich nach allen Seiten um, sah von rechts her eine Bewegung in der dicht gestauten Masse, zwei hoch emporgehobene Arme, die sich gewaltsam Bahn brachen, sie dann, ehe sie recht wußte wie, umschlangen. „Pepi, mein Weib!" rief er, aller Umstehenden nicht achtend, „wie habe ich Dich gesucht, schon glaubte ich Dich verloren!" Und wieder umschlang und küßte er sie und schien sich in seiner Aufregung kaum mäßigen zu können.

Wie Pepi dann zu Hause gekommen, das wußte sie heute selbst nicht mehr. Genug, sie kehrte noch am selbigen Abend mit ihren Lieben nach Alexandria zurück, überglücklich, endlich den schon für immer verloren geglaubten Gatten wieder gefunden zu haben.

Ihr Haus war zwar niedergebrannt, doch was lag in solchen Zeiten an Hab und Gut? Ihr Franzi wollte schon wieder ein anderes bauen, und bis es fertig sollte sie zur Mutter nach Wien reisen, ihr den kleinen Poldi bringen und sich, nachdem sie das Leben im Fellahdorfe zwei Monate lang ertragen, einmal wieder im schönen Wien amusiren. Der Franzi hatte sie bis Triest begleitet; in zwei Monaten wollte er „sie wieder abholen.

A—r.

Eine Leichenraub-Firma.

Unter den Kurgästen, welche in der milden, reinen Luft des blühenden Wälschtirols ihre leidenden Athmungsorgane über den Winter hinwegtäuschen wollen, befand sich auch vor mehreren Jahren ein steinreicher Amerikaner, den man wohl als das Prototyp eines geldmachenden Yankees betrachten konnte.

In Bezug auf Sitten und Umgangsformen ist er ein sehr civilisirter Europäer, daß er selbst im vornehmsten West-end-Club von London nicht von seiner Umgebung abstechen würde. Er spukt weder auf ein ausersehenes Ziel, noch, läßt er die Beine über Tischlehnen baumeln, noch setzt er sich in Hemdärmeln zu Tische. Mit einem Worte: Es ist keines der legendären Armerikanismen an ihm zu bemerken. Nur in einem Punkte ist er Yankee von Scheitel bis zur Sohle geblieben und unterscheidet er sich radikal von seiner europäischen Umgebung: Das sind seine Anschauungen über den Gelderwerb. Als ihn eines Tages Jemand frug, ob er je den Ergeiz gehabt habe, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, da verneinte er dies entschieden und fügte nach kurzem Nachdenken hinzu: „Die einzige Stelle, die ich ambitioniren würde, wäre die eines Botschafters an einem europäischen Hofe."— „Und warum?" war die natürliche Frage. „Weil man als Botschafter außerordentliche Leichtigkeit zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen hat."

Einst war nun von einem Vorfall die Rede, der die amerikanische Presse wochenlang auf's Lebhafteste beschäftigt hatte, nämlich vom Diebstahl der Leiche Stewarts. Dieser Stewart war bekanntlich bei Lebzeiten ein hunderifacher Millionär, und so ließen sich es einige Spitzbuben angelegen sein, seine sterblichen Ueberreste aus der prachtvollen Familiengruft zu entwenden, um sie dann in anonymen Briefen der Familie des Gestorbenen gegen eine außerordentliche Summe zum Rückkauf anzubieten. Die Familie setzte einen hohen Preis auf die Entdeckung der Leichenräuber, die Polizei machte fabelhafte Anstrengungen, ihrer habhaft zu werden, allein bis zum Abgange des letzten amerikanischen Couriers war Alles vergebens und die Sache stand so, daß die scandalisirte Familie jeden Tag einen Brief mit einem anderen Poststempel erhielt, dessen Inhalt auf das Axiom hinauslief: „Kein Geld, keine Leiche."

Einer von der Gesellschaft bemerkte, daß dieser Leichendiebstahl ein sonderbares Ereigniß sei, allein der Yankee erwiderte mit Ueberzeugung:

„Sagen Sie vielmehr, ein schönes Geschäft."

Und als die Anwesenden auf diese Aeußerungen große Augen machten, fuhr er fort:

„Verstehen Sie mich: Ich billige die Thatsache nicht. Meine Vergangenheit, meine religiösen Grundsätze, meine Stellung bezeugen, daß man mich nicht der Nachsicht mit den Uebelthätern verdächtigen kann. Allein, was wollen Sie— eine geschehene Thatsache muß man acceptiren. All' Ihr Unwille hilft Ihnen nichts und wird nichts an der Sachlage ändern. Die ganze Frage liegt also darin, ob die Spitzbuben es verstehen werden, von ihrer Beute den richtigen Gebrauch zu machen. Diese Kerle interessiren mich, wie der Pick-Pocket, welchem ich jüngst im Hyde-Park von London den Verlust einer prächtigen Taschenuhr zu verdanken hatte. Ich fühlte seine mit einer Kneipzange bewaffnete Hand auf meiner Brust suchend umhergleitend die goldene Kette abzwicken und den Chronometer aus der Tasche ziehen. Es war ein großer schöner Chronometer, welcher die Stunde, das Monatsdatum, den Wechsel der Jahreszeit und, Dank einem ganz neuen, sinnreichen Mechanismus, sogar meine fälligen Verbindlichkeiten zeigte. Während der Gauner operirte, bewunderte ich, ohne etwas merken zu lassen, die außerordentliche Geschicklichkeit seiner Bewegungen. Welche Feinheit in der Berührung! Welche Weichheit im Griffe!"

„Sie haben ihm doch hoffentlich den Arm gepackt und die Uhr wieder abgenommen?"

„Ich habe es wirklich nicht gethan. Der Streich war so geschickt ausgeführt, daß er den Einsatz werth war. Doch um auf unseren Gegenstand zurückzukommen; sehen Sie, die Diebe des Leichnams Stewart's haben in diesem Augenblicke ein glänzendes Geschäft in Händen. Die Familie hat etwa dreihundert Millionen Mark geerbt. Der Anstand gebietet, daß sie alle möglichen Anstrengungen macht, um dem Verblichenen die schickliche Grabesruhe zu sichern. Ich schätze, daß man ihr mindestens viermalhunderttausend Dollars ausziehen könnte, eher mehr als weniger."

„Wie wäre das anzustellen?"

„Die Diebe müßten nur wiederholen, was jene verwegenen Gauner gethan haben, die einst in Texas die Gattin eines reichen Pökelfleisch-Fabrikanten gestohlen, eine Stunde, nachdem sie den Geist aufgegeben hatte.

„Und was thaten die Strolche?"

„Sie gründeten eine Aktien-Gesellschaft auf die Leiche!"

Wir blickten den Erzähler verwundert an, er aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr kaltblütig fort:

„Sie müssen wissen, daß man eines ziemlich bedeutenden Betriebscapitals bedarf, um in einem solchen Falle sich der Mitwirkung geschickter Helfershelfer zu versichern, um den Nachspürungen der Polizei zu entgehen, um regelrecht Buch zu führen, um die Annoncen und Circulare zu bestreiten und so weiter. Mit einem Worte, diese geschickten Spitzbuben gaben Aktien im Betrage von hunderttausend Dollars aus. Jeder einzelne Antheilschein hatte diese Fassung."

Und indem der Amerikaner sprach, zeichnete er mit raschen Zügen auf ein Blatt ein Modell. Er riß, als es fertig war, das Blatt heraus und reichte es herum. Man las auf demselben Folgendes:

„Commandit-Gesellschaft mit einem Capitale von 100,000 Dollars zur Ausbeutung und zum Betriebe des Leichnams der Frau Simson. Gegründet nach dem Gesetze über Commanditgesellschaften unter der Mitwirkung des öffentlichen Notars Cock, L. L. D., unter der Gesellschaftsfirma John & Co.—Aktie auf den Träger lautend. No. 10,707. Der Präsident des Ausschusses zur Ueberwachung des Leichnams. Tody."

Die Gesellschaft konnte sich nicht enthalten, in ein Gelächter auszubrechen.

„Lachen Sie nicht, meine Herren. Acht Tage nach der Emission der Aktien, die vielfach überzeichnet wurden, und die man gleich nach ihrem Erscheinen auf der Börse mit bedeutendem Aufgelde handelte, acht Tage nach ihrer Emission, sagte ich, war das Aktiencapital vervierfacht. Und zwar auf die einfachste Weise, die ich Ihnen erzählen will. Ein Herr kam kurz nach dem Diebstahle zum Wittwer und sagte zu ihm: „Lieber Herr, das, was Ihnen da widerfahren ist, muß Ihnen äußerst unangenehm sein. Nicht zu wissen, wo der Leichnam einer geliebten Gattin ruht, zu fühlen, daß sie all' den Entweihungen ausgesetzt ist, deren solche Banditen fähig sind, das ist sehr hart. Aber schließlich ist ja die ganze Sache nur eine Geldfrage. Sie werden doch wohl nicht knickern, wenn es sich darum handelt, wieder in den Besitz einer sterblichen Hülle zu gelangen, die Sie bei Lebzeiten mit so inniger Liebe umfangen hielten? Das wäre das noch nie Dagewesene der Undankbarkeit. Nun denn, ich mache mich anheischig, Ihnen diese angebetenen Reste wieder zu verschaffen. Wenn Ihr Banquier morgen hunderttausend Dollars in die Weinstube von Petersen, 6. Avenue, No. 23 bringt, so wird eine Viertelstunde später ein Cab die Todte in Ihrem Hause absetzen."

„Und der Wittwer ging auf den Handel ein?"

„Natürlich!"

„Hätte er denn nicht besser gethan, statt seines Banquiers mit der Summe eine Abtheilung Polizei-Agenten zum Stelldichein zu schicken?

Bei uns geht man nicht auf solche Weise vor", sprach der Amerikaner mit Stolz. „Und dann, wozu denn auch? Die Polizei würde nichts von Denen erfahren haben, die sie allenfalls hätte festnehmen können, und man hätte vom Wittwer außer dem Lösegeld für den Leichnam auch noch ein Lösegeld für die verhafteten Beamten der Aktiengesellschaft gefordert. Die hunderttausend Dollars werden also bezahlt und damit ereignete sich ein unerwarteter Zwischenfall. Das Cab erschien wirklich, genau wie es vereinbart worden war, es fuhr ins Haus des Wittwers hinein, man zog aus demselben eine sargartige, wohl verpackte Kiste und öffnete diese. Der Gatte trat heran, wich aber gleich starr vor Entsetzen zurück—statt seiner Frau, sah er den Leichnam eines alten, äußerst verwahrlosten Mannes vor sich. Fast gleichzeitig brachte der Briefträger ein Schreiben von der Stadtpost, das folgenden Inhalt hatte: „Verehrter Herr! —Wir sind wirklich in Verlegenheit wegen des Irrthums, den wir begangen haben: Wir haben uns in dem Todten vergriffen. Wir bitten Sie, uns wegen dieses Irrthums nicht allzusehr zu zürnen—wir haben in diesem Augenblicke so viel Waare abzuliefern. Aber es ist noch nichts verloren, wenn Sie vernünftig mit sich reden lassen. Seit Ihre Gattin unter unseren Händen ist, hat sie uns nur Unannehmlichkeiten verursacht. Die Artikel, welche die Zeitungen über den Fall veröffentlichten, die zwecklosen Anstrengungen der Polizei, die Muthmaßungen des Publikums, die Courtsschwankungen unserer Aktien, all das interessirt uns und fesselt uns mehr und mehr an unsere Schutzbefohlene. Es würde uns viel kosten, uns von ihr loszusagen. Allein wenn Sie uns morgen weitere zweimalhunderttausend Dollars in Baar an Mr. Coxon, 8. Avenue, No. 104, ausfolgen lassen, so schwören wir bei unserem ewigen Heil, daß Sie diesmal die Freude haben werden, die Unglückliche definitiv zu bestatten, welche den Gegenstand unseres Gegenwärtigen bildet: Der Verwalter des Leichnams: Tody."

Nachschrift: „Unsere erste Sendung bitten wir zu Ihrer freien Verfügung zu behalten."

„Nun denn, meine Herren", fuhr der Erzähler fort, „Trotz der Freiheit und des Cynismus dieses Briefes that der Wittwer, was man von ihm forderte, und die Aktiengesellschaft konnte mit großem Gewinn liquidiren."

Aber das ist ja abscheulich!" konnte sich einer nicht enthalten auszurufen.

„Nein, das ist nur praktisch."

„Wie können Sie so sprechen. Gewiß, wenn ein ähnliches Abenteuer Ihnen begegnet wäre, Sie würden anders über die Sache denken."

„Sie irren sich, denn die gestohlene Todte war—meine Frau."

Guter Rath.

A. „Reizend diese Sängerin! Könnte ich doch ihre Bekanntschaft machen! Durch wen könnte ich mich ihr vorstellen lassen?!"

B. „Am besten durch Ihren Banquier!"

Eine furchtbare Strafe.

Ein vornehmer Herr mit einem Knaben an der Hand sagt zu einem Bettler, der ebenfalls einen Jungen führt:

„Euer Bursche da hat meinen Sohn mit Koth geworfen, ich verlange, daß Ihr ihn exemplarisch bestraft!"

Bettler. „Dös wer' ich a thun, Euer Gnaden — — ich werd' ihn enterben!"

Uebergroße Bescheidenheit.

Bauernfrau. „Guten Tag; sens eppet (etwa) gwiß der neue Herr Pfarra?"

Pfarrer. „Ja wohl, liebe Frau!"

Frau. Wie g'fällts Ihna denn hoi (hier)? Nehme Sie's halt net übel, daß mer so viel Berg' habe!"

Klinische Ergebnisse.

Arzt (zum Augenkranken). „Nicht war, Sie sehen alle Gegenstände so im Flohr und es ist, als wenn alle Dinge so im Nebel erschienen. Sehen Sie mich einmal recht genau an, wie komme ich Ihnen den vor?"

Augenkranker. „Auch so benebelt!"

Der Hausball.

„Nur keinen Thee mit Singerei!
Man stirbt vor Langeweil' dabei;
Ganz andern Eindruck macht ein Fest,
Wo man die Gäste tanzen läßt!"
So dachte auch die Frau vom Haus,
Und räumte flugs die Wohnung aus:
„Die Schränke weg, die Betten weg,
Die Kinder weg!" — Es flieht vor Schreck
Der Herr Gemahl, und für die Zeit
Die häusliche Gemüthlichkeit. —

Dagegen langt Glas und Porz'llan
Nunmehr in hellen Haufen an;
Auch Kron-, Wand-Leuchter und noch mehr
Dergleichen kommt — Gott weiß woher! —
Und bald darauf, da sehen hier
Entstehen drei Salänger wir:
Ein's zum Empfang, ein's als Parlour,
Ein kleines Loch zum Spielen nur; —
Ein Zimmer, das drei Fenster hat,
Das ist der Saal.—Sapienti sat! —
Bis zu dem großen Abend nun
Sieht man die Hausfrau nimmer ruh'n.
Jetzt steht sie da, — empfangsbereit:

Der Busen wallt, — es schleppt das Kleid,
Links hinter ihr steht, wie's gebührt,
Der Herr Gemahl ganz resignirt, —
Und ringsum strahlt ein Lichtermeer
Auf dem gepumpten Leuchterheer,
Und auch die Oefen all' im Haus,
Sie strahlen meistens Gluthen aus:
Am Thermometer lesen wir
Schon fünfundzwanzig Reaumur!

Zwei junge Herren rücken dann
Als Spitze überpünktlich an, —
Es folgt der Unterstützungstrupp,
Und darauf schleunigst Grupp' auf Grupp' —

Bis man in dem Parlour zum Schluß
Schon käng'ruhartig springen muß, —
Damit man nicht bei jedem Schritt
Auf eine Riesenschleppe tritt. —
Es kommt der Thee, hübsch dünn, doch heiß,
Und lindernd fließt alsbald der Schweiß;
Ein dicker Herr ist — nicht mehr schön—
Wie eine Trause anzuseh'n.

Ganz dicht bei'm Saal schon sitzen hie
Die vier bekannten Musici:
Verhungert, übernächtig und
Bekümmelt meist zu früher Stund', —
Und schrecklich wird durch ihre Kunst
Die Polonaise jetzt verhunzt; —
Gleich d'rauf die „blaue Donau" dann,
So daß es Einen jammern kann. —
Da Ueberfluß an Herren heut',
Wird rings getanzt voll Rührigkeit, —
Zwar gleicht der Ballsaal um und um
Längst einem Sudatorium,
Indeß — es amüsiren sich
Die Damen dennoch königlich. —
Ist doch das weibliche Geschlecht
Entschieden für das Ballgefecht
Viel mehr geeignet und gestählt
Als uns're junge Herrenwelt! —

Ob's kalt, ob's heiß ist, spät und früh,
Stets unverdrossen hüpfen sie
Bis in das reifste Alter 'rein, —
Und tanzt dann schon das Töchterlein,
So setzen sie sich zwar zur Ruh',
Doch seh'n sie leidenschaftlich zu.
Auch brauchen sie bei alledem
Nur wenig: Mandelmilch und Creme,
Und sonst'ge bill'ge Lecker'ei'n;
Indeß mit Caviar, Lachs und Wein
Et cet'ra man die Männerwelt
Nur mühsam auf den Beinen hält. —

Am meisten leidet offenbar
Bei'm Spiel der würd'gen Väter Schaar;
Denn, wenn man solche lange Zeit —
Dieweil der Ofen Feuer speit,
Manchmal auch, wie im Hundestall,
Kurz, ungemüthlich überall —
So lange Kartendreschen muß,
Ist das ein selt'ner Hochgenuß!

Da endlich naht sich hold und mild
Dem Spielgemach ein Engelsbild,
Und dekorirt mit einem Stern
Hier einen heiraths'säh'gen Herrn. —
Auch hilft's dem dicken Herrn anjetzt
Nichts, daß er sich hier festgesetzt,—
Man holt ihn fast zu jeder Tour! —
Die vielgeplagte Creatur.

Inzwischen hat, unübereilt,
Der Wirth die Rollen längst vertheilt,
Und Jeder weiß, wen er nunmehr
Zu Tisch zu führen hat die Ehr'!
Den Meisten ist das gar nicht neu,
Ja, es sind Paare selbst dabei,
Die so im Winter wohl total
Zu Tische wandeln vierzig Mal,
So daß man sie als Frau und Mann
Gesellschaftlich betrachten kann....

Bei dem Souper herrscht jederzeit
Die unverstellt'ste Heiterkeit, —
Denn es schlug Eins, und das Gemüth
Des Gast's hat dann meist Appetit....
Die Räthin Zwiebel klagt zwar sehr,
Daß ihr nicht so recht unwohl wär', —
Doch scheint's auch nicht der Fall zu sein,
Denn sie haut ganz gehörig ein; —
Hat auch manch' Gläschen schon geschlürft; —
Jedoch jetzt frägt sie beim Dessert
Gar ängstlich ihren Herrn nunmehr:
„Ob sie 'ne Mandel essen dürft?"
„Jawohl!" sagt der und denkt: „Mein Schatz!
Wo so viel schon hineingegangen,
Hat auch noch eine Mandel Platz; —
Ist Du ein Schock ganz ohne Bangen!" —

Indeß als Obermatador
Schwebt mir stets Herr von Freßsack vor! —
Sitzt er bei Tisch auch noch so eng,
So daß er knapp das Handgelenk
Zur Tafel nur erheben kann, —
Das ficht den großen Geist nicht an:
Er greift nach rechts, er greift nach links,
Und habhaft wird er jedes Dings;
Die heiße Brühe hinterwärts
Gießt er, als sei sein Schlund von Erz!
Sein Magen ist ein Unicum:
Der fett'ste Lachs bringt ihn nicht um!
Er fegt mit einem kühnen Schwapp
Die halbe Bratenschüssel ab, —
Und macht in den Compötsern nun
Sich als Hyäne viel zu thun;

Ob süß, ob sauer, ganz egal,
Er räumt die Schalen jedesmal, —
Legt über Allem kühlend dann
Den reinen Eisesgletscher an, —
Und weilt noch bei dem caseus,
Als man sich schon erheben muß. —
Noch größer ist er, wie Ihr wißt,
Dort, wo Büffetverpflegung ist:
Dort läßt er — wie ich oft gseh'n —
Am Ende nur die Tische stehn. —

Nach dem Souper wird es mit Spiel
Und Tanz gewöhnlich nicht mehr viel.
Die Damen möchten zwar noch gern,
Jedoch es mangelt bald an Herr'n:
Es gürtet sich das Militär —
Zu essen giebt es ja nicht mehr!
Und auch die Herren vom Civil
Thun zwecklos gleichfalls nicht zu viel.
Kurz, Alles geht am Ende nun,
Um von dem Rummel auszuruh'n.

Der dicke Herr zieht aber dann
Zu Hause trock'ne Wäsche an,
Hebt feierlich die Hand und spricht:
„Zum zweiten Mal passirt mir's nicht!
Auf einen Hausball bringt — auf Ehr'!
Mich keine Macht der Erde mehr!"

— Die wenigsten Leute machen sich von der Kraft der Sonnenstrahlen eine richtige Vorstellung; gewöhnlich wird die Verdampfungsarbeit derselben meist sehr unterschätzt. Wir wollen deshalb die Haupangaben aus einer größeren Arbeit des französischen Elektrikers Deprez über diesen Gegenstand resp. über die Ausnutzung der Sonnenkraft hier kurz zusammenstellen. Frankreich hat einen Flächeninhalt von etwa 500 000 Quadratkilometern. Da nun die Sonne in einer Stunde etwa 1 Kilogramm Wasser pro Quadratmeter verdampft, so folgt daraus, daß das Tagesgestirn dem Boden Frankreichs an einem schönen Sommertage stündlich 500 Milliarden Kilogramm Wasser entlockt. Um dieselbe Wassermenge in einem guten Dampfkessel zu verbrennen, müßte man 60 Millionen Tonnen Steinkohle, d. i. ein Fünftel der jährlichen Gesammtförderung der Welt, verbrennen! Die auf Frankreich herniederfallenden Sonnenstrahlen können Wasser genug verdampfen, um achtzig Millionen Lokomotiven mit zusammen vierzig Milliarden Pferdekraft in Thätigkeit zu versetzen. Und dabei bildet Frankreich einen nur kleinen Theil der Erdoberfläche, und fängt die Erde nur einen verschwindent geringen Theil der Sonnenstrahlen auf. Man darf sich daher wundern, daß der Mensch diese ungeheure Kraft der Sonnenstrahlen noch nirgends direkt ausnutzt, sondern sich bisher nur indirekt in Gestalt von Steinkohle dienstbar gemacht habe und daß die Sonnenkraftmaschine von Mouchot noch nirgends praktisch zur Anwendung gelangt sei.

— Wie Unglück zum Glück führen kann. Als es in England noch erlaubt war, Frauen zu verkaufen — der große Markt in Haymarket war berühmt — sah der Herzog von Chandois auf einer Fahrt von London, ein blutjunges schönes Weib von 16 Jahren, das von ihrem Manne, einem Postknecht, während der Herzog die Pferde wechseln ließ, unbarmherzig geprügelt wurde. Entrüstet stellte der Reisende den brutalen Patron über seine Rohheit zur Rede. Der Postknecht ließ von den Mißhandlungen ab, schimpfte aber, er wolle, sein Weib wäre beim Teufel, und wer ihm einen Thaler vierzehn Groschen gäbe, dem würde er sie gleich verkaufen. Den Herzog rührte der Anblick der unschuldigen, leidenden Schönheit, er fragte die Frau, ob sie mit ihm wolle, und da sie in ihrer Noth bejahte, hielt er den Postknecht beim Wort, zahlte das verlangte Geld und fuhr mit der Befreiten davon. Im Gespräch mit ihr fand er, daß sie geistige Anlagen verrieth, denen es bisher nur an Ausbildung gefehlt, er ließ sie daher von tüchtigen Lehrern unterrichten, und unter dem Einfluß der Erziehung entwickelte sich ihr ganzes Wesen so herrlich, daß Chandois seinen Schützling nach wenig Jahren zu seiner Gemahlin erhob. Er hatte es nie zu bereuen; denn die ehemalige Postknechtsfrau ward eine bewunderte Lady und galt für die schönste Zierde am Königshofe. — Für welche Preise übrigens englische Frauen bisweilen verkauft wurden, dafür kann als Beispiel angeführt werden, daß im Jahre 1756 ein Kohlenträger in London sein Weib an einen seiner Kameraden für einen Hammelbraten abließ.

— Durch feindliches Geschoß geheilt. Auf seltsamere Weise ist wohl nie ein Leidender von seinem Uebel befreit worden, als im Jahre 1610 ein Kosaken-Offizier vor der jetzt bulgarischen Stadt, damals türkischen Festung Varna, welche die Kosaken Dnjepr her angegriffen und bei deren Einnahme sie dreitausend christliche Sklaven befreiten. Der russische Offizier hatte seit langer Zeit ein Geschwür auf der Brust, das ihm große Schmerzen verursachte und nach Anwendung vieler Mittel von den Aerzten für unheilbar erklärt worden war. Bei dem Sturm auf Varna erhielt der Kranke einen Pfeilschuß von einem tatarischen Bogen gerade in das Geschwür: es floß aus, und nach Kurzem war der Offizier vollkommen genesen. —

— Unter den preußischen Infanterie-Regimentern befindet sich auch eins, welches seinen unmittelbaren Ursprung von Truppentheilen herleitet, die einst ruhmvoll an der Schlacht bei Lützen am 6. 16, November 1632, in welcher der heldenmüthige Schwedenkönig Gustav Adolph seinen Tod fand, mitgefochten haben. Es ist das hessische Füsilier-Regiment N. 80 (in Wiesbaden), dessen älteste Stammtruppe das 1631 von dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel errichtete Regiment zu Fuß, das sogenannte weiße Regiment gewesen. Dasselbe gehörte zu dem hessischen Truppenkorps, welches der Landgraf Wilhelm, ein treuer Anhänger der